



# Illustrierte Kinder-Zeitung

des  
Wiesbadener Tagblatts.

Hr. 3.

19. Jahrgang.

1917.

Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

## Aus dem Familienleben der Nachtigall.

Von E. Neuhaus.

Es war im März, dem Verlobungsmonat im Vogelreich, und in den weiten Stromgebieten des Inneren Afrikas erwachte von neuem in den besiedelten Sängern die Sehnsucht nach der deutschen Heimat. In geordneten Zügen und aufgelösten Scharen, einzeln und zu Paaren strömten unsere Lieblinge die altbekannten, übererbten Vogelstraßen zurück, über Kleinasien und den Donautälern entlang oder landeten an Spaniens gastlichen Gestaden. Unter den ersten Vorläufern des Vogelzuges war auch das fürsichtige Geschlecht der Nachtigallen, und darunter freute sich ein altes Pärchen, das schon manches Jahr treu zusammengehalten hatte, ganz besonders auf die baldige Heimkehr, war sie ihm doch jedesmal eine neue Hochzeitsreise mit all den lieben Erinnerungen und Erfahrungen verfloßener Jahre. „Gott sei Dank,“ sagte nach ihrer Ankunft im blühdunstenden Strauchwerk der Küste Frau Philomele zu ihrem Eheliebsten, „daß wir nun die größten Gefahren hinter uns haben; bei gutem Wetter rücken wir unserm Ziel mit jedem Tag ein gut Teil näher.“ Einige Tage verweilte noch das Pärchen in den dichtverwachsenen Hecken der sonnigen Sierra Morena, schwebte an den gedeckten Tafeln des Montserrat und besuchte die berühmten Nachtigallgärten der sagenumwobenen Alhambra. Turkeltauben und Finken hatten sich hier schon niedergelassen und ihre Kinderstube eingerichtet, aber die Sangesfürsten hatten ihr Reiseziel ein gut Stück weiter gesteckt. So vergingen noch die letzten März-tage in eitel Lust und Freude, und der wetterwendische April nahte, der in Erkenntnis des darauf folgenden Wonnemonats in jedes Vogelherz das Gefühl erhöhter Liebe und beglückender Hoffnung senkte. Auch in Frau Philomele regte sich mehr und mehr der beseligende Gedanke an die Gründung des eigenen Heims. Frau Sörchin hatte schon ihren Gemahl vorausgeschickt, damit er in der Heimat nach dem Rechten sähe, und dieser war zurückgekehrt und hatte über die nordische Witterung die beste Nachricht gebracht. Dem Weiterziehen stand also außer ungeahnten Zwischenfällen nichts Widriges im Wege. Von Busch zu Busch schlüpfend, rebenumrankten Wasserläufen entlang, führte der Weg an die nordische Grenze, wo sich der erste Wehmustropfen in das Glück der Verliebten mischte.

Es war am letzten Spätmittag vor dem großen Vogelzug nach den deutschen Gauen, an dem das Paar in den Gefilden der sonndurchfluteten Sierra sorglos weilte. Die Glut des Tages war einer leichten Prise gewichen, die von der See her wohlthuend ins Land wehte. Die allgemein übliche Vogel-Siesta war damit aufgehoben, und aus den umrankten Zweigen schallte noch einmal das Surren der Turkeltauben und ein eintausendstimmiges Konzert, das aber beim schwebenden Abendrot mit einigen Eoc- und Angstlauten besonders vorsichtig und ängstlich veranlagter Vogelherzen ganz verstummte; — die Nacht ist ja auch selten eines Vogels Freund. Die warmen Luftwellen nahmen ihren Weg dem glückverheißenden Norden zu und bedeuteten auch für die Nachtigall die ernste Scheidestunde. Der Abzug der Männchen sollte bestimmt noch in selbiger Nacht, sobald sich die ersten Schatten der Dämmerung auf die stille Erde senkten, erfolgen. Eins hatte es dem andern an der besetzten Beerentafel im Holderstrauche am Vormittag vertraulich mitgeteilt, denn der Abstrich

durfte ja nicht bekannt werden, damit nicht Habicht, Sperber und andere Wegelagerer die Sicherheit der fürsichtigen Wanderer durch jähen Überfall gefährdeten. Frau Philomeles Augen blickten träumerisch in die Zukunft, und ihr Herz war von unsagbarem Trennungschmerz und bösen Ahnungen erfüllt, deren Inhalt sie an dieser Stelle in eine mahnende allerliebste Predigt kleidete.

„Mit großer Sorge,“ begann sie, „denke ich besonders diesmal an unsere schwerste Stunde. Aber es ist nun einmal übererbte Sippenfeste, daß ihr Männchen von hier aus die Weiterreise acht Tage früher antreten, und daran darf auch unser altadliges Geschlecht in Zukunft nichts ändern. Am 20. April erwartet man dich bestimmt in der Heimat; wir Damen aber haben das ererbte Vorrecht, noch bis zur Einrichtung unseres Hausstandes hier zu weilen. Am besten würde ich ja wohl mit dir ziehen, denn das Alleinsein der Männchen hat immer seine Schattenseiten, und besonders dein Jubellied kann unseren ehelichen Frieden ernstlich gefährden. Aber auch ohne diese Sorgen zieht's mich nach dem stillen Grunde am murmelnenden Bach, wo gute Menschen wohnen, die uns in dichtverwachsenen Wildhecken an Wegen, Rainen und Gärten ein sicheres Heim bieten und in flimmernder Sternennacht dein Heldenlied preisen. Und zudem bin ich auch all das Quarren und Schnarren in widerlichen Akkorden und die unmelodischen Töne dieses Proletariervolks, das sich als Trost zu unserem Zuge gefunden hat, müde, — es fällt mir gar schwer auf die Nerven.“

Weitere Worte fand sie nicht. Noch einige Minuten saßen beide in stillem Hinbrüten traulich zusammen. Dann senkte sich der Schmerzstiller Schlaf auch in ihre Augen, und eins nach dem andern rüttelte das Köpfchen in's aufblühende Gefieder und entfiel. Beseligende Träume führten sie in das glückverheißende Land.

Noch wiegte sich Frau Philomele in sorglosem Schlummer, als schon ihr Gemahl erwachte. Es war erst zur Mitternachtsstunde, aber die Unruhe vor der Reise beklemmte doch sein Herz und hatte ihn schlecht ruhen lassen. Er schüttelte die Tauperlern vom leichten Federkleidchen, machte mit einigen Schnabelstrichen seine Morgentoilette und eilte zu den Gefährten, die sich schon in großer Zahl in den Sträuchern versammelt hatten. Es war besser, Frau Nachtigall nicht erst zu wecken und nochmals eine große Abschiedsszene zu veranstalten, denn ihre Jeremiaden waren ihm wohlbekannt. Der Wegzug, dem sich noch vieltausend andere Sangesfreunde anschlossen, begann, noch bevor das große Tagesgestirn die Wolken am Himmel durchglühte und die Feinde aus dem eignen Geschlecht als Strauchritter an die Zugstraßen lockte. Er führte dicht an der Erde hin durch buschreiche Vorwälder, durch Gebirgsgegenden, selbst bis zu 1200 Meter hinauf, durch Weidenböschungen der Flußufer und das Unterholz ebener Baumpflanzungen, wo altes Herbstlaub Insekten und fette Larven zur Wegzehrung bot, durch Parkanlagen und Friedhöfe. „Witt-farr!“ lockten sie einander in weiser Vorsicht, damit keins auf Abwege geriet, und als sie endlich in der Heimat angelangt waren sonderten sie sich, eins nach dem andern

vom großen Zuge ab und wanderten ihre eigenen Straßen, ein jedes nach seinem altbekannten Standquartier.

Auch unser Sänger war in einem Seitentälchen der Kuranlagen, — seiner Heimat gelandet. Aber wie hatte sich hier alles im letzten Jahre geändert! Fast fand man sich nicht wieder, man glaubte eine andere Welt zu sehen. Die wuchernden Wildhecken, ihr herrliches Heim, ihren Baugrund hatte man vernichtet; an ihren Stellen standen steife Villen in grotesker Bauart mit künstlerisch gepflegten Gärten und darin grünen Ziersträucher mit weiter Lichtung und überästige Tuijas, auf denen die Anlage des Nestes unmöglich wurde. Feldraine und Waldränder waren vom quistständigen Unterholz entblößt, der naturwüchsige Heckenjaun um die Gärten entfernt. Ohne Vernunft und Verstand hatte sie die ordnende Hand ihres liebsten Freundes, des Menschen, den schlimmsten Feinden schonungslos preisgegeben.

„Sie, si, Sie,“ schrie ein kleines, freundliches Blauweischen in schrillen Jammerlauten, „ich will dir Aufklärung geben, denn ich bin den Winter über hier geblieben und habe vieles gesehen und erlebt. Ich hatte meine Wohnung im Spechtloch eines dünnen Astes. Darin hatte ich 13 Kinder erzogen, und wir gedachten auch dort unser Winterheim einzurichten. Da kam im Herbst der Bauer und schnitt das unnütze Glied weg. Vom Feldrain legte er die Hecken, weil sie Ungeziefer hegen und ihre Wurzeln den Boden auslaugen. Meine Kinder wurden obdachlos und sind dem Sperber und wüdernden Ragen alter Jungfern zum Opfer gefallen. Ja, selbst mein liebes, gutes Männchen verspeiste der Raubwürger zur Wegzehrung, da es sich im Zierstrauch nicht retten konnte, und dann kam die Winterkälte und hat das übrige getan. In Vogelgehölze sollten unsere Sängere gepfercht werden, aber diese sind erst recht zur Schlachtbank geworden, da sich Freund und Feind nicht mehr wie in der Arche Noahs vertragen mögen. Auch unseren treuen Wächter, den Schwarzroß Amsel, haben sie erschossen, als er einige Beeren naschte. Wie soll das enden? Wir sind verraten und verkauft. Man hat uns wie Verbrecher behandelt, hat uns verstoßen, und an Stelle der Dankbarkeit und liebender Fürsorge sind Selbsthucht und gräßlicher Eigennutz getreten.“

„Schrecklich,“ sagte der erschrockene Sänger. „Ich spreche dir mein Beileid aus, aber ich will die Hoffnung nicht aufgeben, — habe eben auch nicht Zeit und Lust, mich anzuregen, denn ich erwarte mein Weibchen.“ Er slog durch das Stangenholz einem altbekannten Genisthaufen zu, um sein Abendbrot zu holen. Aber er fand die Stelle nicht mehr, wo im letzten Herbst über fettem Mulm sich altes Laub anhäufte und zur Brutstätte schmachtender Larven geworden war, die Stürme hatten den freien Haufen und mit ihm die leckere Speise nach allen Richtungen verweht. Doch da zappelte ja seine Liebesspeise, ein Mehlwurm. „Taf, taf!“ schnarrte der Lüsterne begeistert und oelte neugierig hinzu, um die seltene Boute zu schnappen. Ein vorwitziges Kollchchen aber war ihm zuvorgekommen und flatterte im nächsten Augenblick unterm verräterischen Schlagnetz des Vogelstellers. Ein struppig und wild aussehender Kerl sprang schnell herzu, reckte den armen Gefangenen in einen kleinen, schmutzigen Beutel und machte sich vor dem Förster, der ihn aus der Ferne beobachtet hatte, schlüssig davon.

„Aha,“ dachte sie, „der wollte doch dich fangen,“ und in der Freude, daß sie noch davongekommen war, schnieterte sie ihr erstes Lied. Sie schilderte die Sehnsucht nach der Heimat und traute Gefährtin bald in rührender Klage, bald vergaß sie ihr Leid in hellem Jubel und hoher Lust an dem geheimen Weben, Blühen und Treiben in Gottes schöner, reiner Natur.

Sie sang mit vieler Kunst;  
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst.  
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen,  
Und fühlten ein geheim Vergnügen.  
Der Vögel Chor vergaß der Ruh'  
Und hörte Philomelen zu.  
Aurora selbst verzog am Horizonte,  
Weil sie die Sängerin nicht genug bewundern konnte;  
Denn auch die Götter rührt der Schall  
Der angenehmen Nachtigall.

Die Bewohner der Villen rissen die Fenster auf, die Kranken vergaßen ihren Schmerz, der Traurige sein Weh, der Dieb sein freibierisches Tun, und Bauer und Tagelöhner hielten bei der Heimkehr inne und lauschten begeistert den herrlichen Weisen. Aber ihr Liebeswerben verstanden sie nicht; alle ihre Bewunderer hatten das Verständnis für die stürmischen Triebe verloren, die Gott auch in das kleine Herz des unscheinbaren

Vogels legte. In einer hellen Sternennacht klang ihr Lied erregter und sehnsüchtiger als je, denn viele der Schönen ihres Geschlechts zogen vorüber, und dann — dann meldete ein zartes, leises „wied, wied“ auch der trauten Gattin Ankunft. Der Empfang war natürlich der rührendste. Im nahen Garten hatte Frau Philomela bald ein geeignetes Plätzchen zur Einrichtung des eigenen Haushalts und Hoffstaates gefunden. Es lag in einem alten Eichenstumpf, — dicht am Boden, — dessen dürftige Auswüchse es gerade vor lusternen Augen verbarg. Mit der ganzen Sorglosigkeit eines Künstlerpaares bauten die Gärtlichen in den nächsten Tagen das Nest, und nach kurzer Zeit lagen fünf hungrige Schnäbel darin. Doch welcher Wandel hatte sich damit im Leben des begnadeten Sängerpaares vollzogen! Es entstanden Ehehändel über das Erziehen der Prinzen und Beschaffen der Nahrung, in deren Verlauf Frau Philomela zur Erfüllung der Ehe- und Familienpflichten über den fangeslustigen Ehegatten so entschieden das Szepter führte, daß dieser vor Sorgen zuletzt ganz verstummte.

„Die Nachtigallen haben sich verzogen,“ klagten nun die betörten Menschen; allein der Nachbar Spötter wußte besser Bescheid. „Was fehlt dir,“ fragte der Schadenfrohe, der in der Freierei kein Glück gehabt und seine Junggesellenbude auch in dem Eichenstumpf aufgeschlagen hatte, eines Tages den Sänger, „daß du so den Kopf hängen läßt und schleicht verborgen umher?“ Aber die Vorsichtige kannte den scheinheiligen, listigen Gelbrock, schwieg stille und dachte: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.“

Der Monat August kam; die Brut war unter viel Mühe und Gefahr groß geworden, und die Zeit des Abzugs nahte. Die gütige Natur zeigte es ihren Schützlingen zeitig genug an, denn die Nächte wurden kühl, und der Larven und Räupchen waren weniger geworden. Im Erbsacker erhielten die Kinder eines Abends ihre letzten Ermahnungen und Belehrungen für die bevorstehende Reise und schliefen darüber ermüdet ein. Die Eltern aber konnten wieder den Schlaf lange nicht finden. Sie erinnerten sich noch einmal all ihrer diesjährigen Hoffnungen und Enttäuschungen. „Das Weibchen hat recht, auch unser Vertrauen und unser Mut sind gebrochen,“ klagten sie. „Es wird wahr werden, was die Menschen sagen; die Nachtigallen werden bald nicht wiederkehren in dies ungestaltliche Land. Laßt uns bleiben, wo bessere Menschen wohnen, die uns für Brutplätze und Nahrung sorgen.“ Die Jungen merkten den Kummer der Eltern. Sie rüttelten sich entsezt im Schlafe, denn sie träumten gerade, — es sei so schön in der lieben Heimat. Am Mitternacht erhob sich der ganze Schwarm, und fort gieng weithin ins gelobte Land.



## Die Poesie des Meeres.

Von Dr. Otto Weddigen.

Unendlich blau wie der Saphir ist unter den Tropen häufig die unendliche Fläche des Meeres; licht und blau sind die ewigen Räume des Äthers, von der blendenden Sonne durchglänzt. Ein rascher Ostwind küßt die Luft und füllt die Segel. Brausend und zischend bricht der Rand der aufgeregten Wellen zu schneeweißem Schaum. Aber des Mastbaumes höchster Spitze schwebt der Fregattvogel und staunt das segelnde Fahrzeug wie ein fremdes Ungeheuer aus seiner sicheren Höhe an.

Nun reihen sich über dem unermesslichen Meere kleine Punkte wie Wölkchen in gleicher Höhe. Jedes Wölkchen scheint, durch das Fernglas betrachtet, oben in kleine Strahlen geteilt. Jetzt erblickt man am Rande des Meeres, wo es sich zum helleren Himmel scheidet, einen dunklen Strich; es ist Land.

Ein flaches Korallenland ist es, und die darüber schwebenden Wölkchen sind die Gipfel der Kokospalmen. Noch sieht man ihre zarten, schlanken Linien nicht; vom Lichte des Tages umflossen, verlieren sie sich darin, wie des Mondes schwach erleuchtete Hälfte unseren Augen verschwindet.

Das ist ein Bild aus dem Tropenmeere, und es ist ein Bild reiner und entzückender Poesie!

Wundervoll und ganz eigen ist eine wochenlange Fahrt über das größte aller Weltmeere, neben dessen unermesslichen Weiten der atlantische Ozean fast wie ein Binnenmeer erscheint. Wenn z. B. Amerikas Küsten am „Goldenen Tor“ hinter dem Seefahrer verdämmert sind, und nur Himmel und Meer in geschlossenem Rund ihn umgeben, dann ist man

losgerißt vom großen gemeinsamen Leben der Kulturmenscheit. Blau wie eine blanke Metallfläche oder mit leichter Krümelung dehnt sich die Meeresfläche ringsumher aus, in wunderbaren, in Worten gar nicht wiedergegebendem Schimmer. Als seien Ströme von Diamanten über die Meeresfläche ausgegossen, so blitzen und funkeln tagsüber die kleinen Glanzlichter über dem Wasser. Und die Nächte, die zaubervollen Nächte! — Wenn das Tageslicht nach kurzer Dämmerung verglommen ist, dann glüht ein Sternenhimmel von unsagbarer Höhe über dem Reisenden. Wie schön ist es da, in der weichen Nachtluft am Vordersteven zu stehen und den schlanken Bug das dunkle Wasser mit schwach phosphorischem Schein auf beiden Seiten von sich werfen zu sehen!

Jedoch einer jeden Zone, einem jeden Meere, hat die Natur eigentümliche Schönheiten verliehen. Sogar das Polar-meer, die unwirtbaren Polargegenden, wo die Kälte die Vegetation in Bande schlägt und das Leben nur mit Mühe gegen ein eisernes Klima ankämpft, sind von ihrer freigebigen Hand aufs herrlichste geschmückt, und was ihnen an Ammut fehlt, ersetzt hier eine wunderbare Majestät. Hier schwimmen die Eisberge gleich kristallinen Felsen; hier senken sich die großartigsten Gletscher ins Meer; hier vor allem flammt die magische Erscheinung des Nordlichtes.

Aber wir haben nicht nötig, erst in die Tropen, nach dem Nord- oder Südpol zu fahren, um die Poesie des Meeres zu genießen. Das kleine friedliche Fischerdorf mit den ausgepannten Netzen — ja der Fischfang selbst — hat nicht auch die Poesie um sie ihren goldenen Schleier gewoben! „Gebe man dem armen Fischer ein gutes Geld, das ihn ernährt, wenn er halb so viel arbeitet als in seinem lichten Boote, er wird es verschmähen — verschmähen, wie der Jäger das bequeme Haus verschmäht. Die Sehnsucht des einen hängt an den Meereswogen, die des andern an dem rauschenden Waldesdunkel.“ Und darin, in diesem Schönen und in diesem zähen Festhalten liegt ein Zug von Poesie.

Ein sonderbares poetisches Schauspiel ist an den Küsten der Nordsee die täglich zweimal eintretende Ebbe und Flut. Da stürzen sich, wenn die Ebbe eintritt, in eiliger Hast Ströme und Flüsse ins Meer hinaus. Überall wachsen trockene Länder aus dem Meere heraus. Jede Insel, an der man vorüberfährt, umgibt sich mit einem breiten Gürtel Vorland, das sich sofort mit Menschen bevölkert, die den Krabben und anderen im Schlamm zurückgebliebenen Seetieren nachstellen.

Plötzlich entsteht ein Stillstand in der Strömung. Es scheint, als wären alle während der Ebbe so rasch eilenden Flüsse in ruhige Seen verwandelt. Allmählich aber kommt wieder Leben in die trägen Gewässer. Das Meer drängt erst leise rückwärts. Die süßen Gewässer, die aus dem Innern des

Landes her sich einen Ausgang erringen wollen, geraten mit ihm in Streit, wobei mächtige Wirbel entstehen. Endlich siegt der Ozean. Die weiten kahlen Sandbänke schmiegen sich wieder unter die jenseitige Decke des Ozeans. Die Vorlande der Inseln verschwinden wieder. Die Hafendämme der Städte, vorher riesengroß, schrumpfen fast zu nichts zusammen. Alle Schiffe, welche die Ebbe auf den Sand setzte, und die, schief auf die Seite geneigt, traurig dalagen, richten sich gemach wieder auf und schweben beweglich und schwankend empor auf dem klaren Elemente. Die Ebbe hat längs des Gestades eine Menge von Auswürflingen zurückgelassen. In vermorschten Planken der vor alters gescheiterten Schiffe haften grüne Fadenalgen der verschiedensten Bildung nebst jenen graugelben moosähnlichen Hydrapolypen, aus denen merkwürdigerweise Strahl-tiere, nämlich Quallen, entstehen. Vögel beleben den Strand; vor allem sind es die Möven, welche in unermüdlichem Fluge in die Wogen tauchen, um ihre Beute zu erhaschen. Die Ebbe, welche den Strand weithin bloßlegt, hat vor der Flut den Vorzug größerer poetischer Schönheit. Sie enthüllt eine Menge Geheimnisse der Tiefe. Da kommen die hübschen Muscheln und die wunderlichen Ungetüme des Meeres zu Tage; da sieht man die verlandeten Wracks; da zeigen sich Kräuter und Korallen, die in der dunklen Tiefe des Meeres wachsen.

Eine Naturerscheinung im Meeresbereiche dürfen wir nicht vergessen. Es ist dies das Meeresleuchten, welches besonders vor und nach dem Gewitter und bei stiller, lauer Luft sich einstellt und von Infusorien bewirkt wird. Das Meeresleuchten findet sich selbst bei Grönland, ist indes besonders prächtig unter den Tropen, doch auch überraschend schön in der Nordsee. Das Schönste auf dem Meere sind wohl die Nächte im Sommer, still und ruhig und über uns ein wundervoller Sternenhimmel. Sieht man an Bord und schaut um den Bug des Schiffes den weißen Schaum, so ist man entzückt über die herrliche Klarheit des Wassers. Es ist so unbeschreiblich und immer wechselnd, und je länger man hineinsieht, um so schöner und wunderbarer wird es.

Ja, das Meer hat eine Poesie, es zieht uns alle mit geheimnisvollen magischen Banden immer wieder an seinen Busen, um hier Erholung und Stärkung zu finden, es hat seit den Tagen Homers die Dichter immer wieder angeregt, in die vollen Saiten zu greifen. Und wir alle stehen unter ihrem zauberhaften Banne und fühlen das Herz klopfen und schlagen bei ihren bald leise und wehmutsvoll quellenden, bald stürmisch und jubelnd rauschenden Akkorden.

### Knacknuß.

#### Die vier Temperamente.

Das ist eine Aufgabe, die viel Scharfsinn erfordert. Von der Speisefarte soll durch alle vier Bilder hindurch ein Sprichwort abgelesen werden. Wer wagt?

Die ersten zwanzig Einsender der richtigen Lösung sollen in einer der nächsten Nummern der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ genannt werden. — Lösungen, die nach Donnerstag dieser Woche eingehen, können nicht mehr berücksichtigt werden.



## Das Alter der Bergkiefern des Schwarzwaldes.

Es ist bekannt, daß staltliche Bäume Hunderte von Jahren alt sein können. So sieht man z. B. im Botanischen Garten zu Halle a. S. den querdurchschnittenen Stamm eines mächtigen Baumes — mag es eine Eiche oder eine Tanne sein, — dem man an seinen Jahresringen nachzählen kann, daß er bereits den Dreißigjährigen Krieg miterlebt hat. Tausendjährige Bäume gehören jedoch meist ins Reich der Fabel, und bei den tausendjährigen Erlen im Stadtwald von Frankfurt a. M., die der unlängst verstorbene Heimatforscher W. Kobelt beschreibt, handelt es sich nicht um Stämme von so hohem Lebensalter, sondern diese Erlen wurden von alters her von Zeit zu Zeit am Boden abgehakt und erneuerten sich durch frische Triebe zu allerdings recht ansehnlichen Büschen, was im Grunde auf eine Fortpflanzung durch Absenker hinauskommt. Demnach haben die Bergkiefern, *Pinus montana*, auf den Mooren des Schwarzwaldes, die zeitlebens klein und unansehnlich bleibenden Kucheln und Spirten, zum Teil ein enormes Alter. Stämme von noch nicht Armesdicke können nach neuerdings durch die Fachpresse gegangenen Mitteilungen 115 Jahre alt sein, so daß auf den Jahreszuwachs der Dicke noch nicht ein fünfstel Millimeter kommt. Ein Baum von nur 6 Meter Höhe und 65 bis 66 Zentimeter Durchmesser, wie er in einer Postkartenserie des badischen Landesvereins für Naturkunde und Naturschutz abgebildet ist, blickt auf ein Lebensalter von weit über tausend Jahren zurück. Dieses Alter wurde berechnet aus der Breite der Jahresringe an einigen der untersten Äste. Diese Moorkiefer ist der älteste bekannteste Baum Badens, da die ältesten Eichen im Lande höchstens 700 Jahre zählen sollen, während es die staltlichen alten Eichen, Edelkastanien und Weißkastanien noch nicht über 400 Jahre gebracht haben. Welche Dauer haben diese Pflanzen gegenüber dem vergänglichen Menschenleben, welche Ruhe ist in ihnen gegenüber den Kämpfen und Stürmen des Menschengeschlechts! Dr. B. Franz.

## Riechen die Bienen den Blumenduft?

Es ist sicher eine interessante und für die Kenntnis des Bienenwesens wichtige Frage, ob die unzähligen Variationen von Düften, welche von den Blumen in die warme frühlings- und Sommerlüfte gehaucht werden, für die nektarsuchenden Bienen ein Lockmittel sind, oder welche andere Bedeutung dieser Duftreichtum für das Insekt zu haben vermag. Sehr aufschlußreich sind in dieser Hinsicht Dressurversuche des bekannten Bienenforschers K. von Frisch, über die die „Naturwissenschaftliche Wochenschrift“ berichtet. Der Forscher nahm eine Reihe (meist vier Stück) von einem Kubikdezimeter großen Kartonkästchen mit einem in der Nähe des Bodens befindlichen  $1/2$  Zentimeter großen Einflugloch zu Hilfe, die immer nur teilweise mit Parfüm versehen wurden. Außerdem wurden in die Kästchen kleine Töpfe, mit Zuckerwasser gefüllt, getan, die als Nahrung dienten, nachdem die Tiere mit Honig herbeigelockt worden waren.

Waren die Bienen an die bestehende Ordnung von Geruch, Futter und die Kästchen gewöhnt, so wurde ein Austausch vorgenommen, indem man vier noch nicht benutzte Kästchen in anderer Reihenfolge zusammenstellte. Eine Zählung der in jedes Kästchen eingelassenen Bienen bewies das Vorhandensein des Duftes für das Empfinden der Bienen deutlich, da sie in den duftenden Kästchen auch bei Nichtvorhandensein der Nahrung in weitest größter Anzahl sich einfanden. Dann wurden plötzlich zu dem gewohnten Duft, z. B. Akazieduft, noch eine Reihe anderer Düfte, wie Rose, Lavendel u. a., gefügt, um die Unterscheidungsfähigkeit bei verschiedenen Qualitäten zu prüfen. Auch hier sprach das Ergebnis deutlich für das Unterscheidungsvermögen der Bienen. Noch weiter wurde die Eindrucksfähigkeit, welche die Bienen gegenüber den Blumen besitzen, dadurch kompliziert, daß Farbwerte bei obigen Versuchen mit einbezogen wurden; z. B. benutzte Frisch ein Kästchen mit blauer Vorderwand, Blumenduft und Futter, neben das er dann ein gelbes leeres stellte. Die auf den blauen Karton dressierten Tiere wurden dadurch in Verwirrung gebracht, daß plötzlich das gelbe das duftende war, das blaue dagegen leer blieb. Der Farbeindruck war dementsprechend beim Anflug auch so mächtig, daß die größte Mehrzahl aus weiterer Entfernung auf die Dressurfarbe zusteuerte, durch das Ausbleiben des Geruchsmerkmals dann aber stockte und unsicher sich dem gelben und dem blauen Kästchen ohne sichtliche Bevorzugung eines der beiden näherte. Obwohl also die Farbe auf weitere Strecken wirkt, ist der Duft in seiner Mannigfaltigkeit der Farbe überlegen. Beide scheinen aber nicht den Charakter eines unmittelbaren Lockmittels zu besitzen, sondern sind bloß Merkzeichen, die durch die Erinnerung mit der Nahrung verknüpft werden.

## Ein Alltagsmärchen.

Es war einmal ein Knabe und ein Mädchen, die spielten fröhlich zusammen in einem schönen Garten. Zu ihren Spielen gesellte sich oft ein herrlicher Schmetterling mit leuchtenden, farbigen Flügeln. Die Kinder bewunderten ihn stets mit inniger Freude. Als sie eines Tages wieder froh gespielt und sich an der Farbenpracht ihres Lieblings genügend erfreut hatten, erfasste der Knabe mit kindischer Lust den kleinen, schönen Gauller, hielt ihn fest und versuchte mit frevelhaftem Händchen den Schmelz von seinen Flügeln abzustreifen. Das Mädchen schaute neugierig zu, und schon tippte das Fingerchen begehrlieh nach dem armen Schmetterling, als beide, durch die erste Stimme eines Greises erschreckt, aufschrien. Er nahm den gefährdeten Schmetterling lieblich in seine Hand, hauchte auf die schon blind gewordenen Flügelspitzen und ließ ihn in neuer Lebensfreude hinflattern, um schöne Blumen zu umflogen. Zu den Kindern aber sprach er: „Ihr törichten Kleinen, wißt ihr nicht, daß ihr mit dem herrlichen Schmelz, den ihr eurem Freunde von den Flügeln streift, ihn auch dem Tode übergabet? Denket daran, daß oft das Schönste auf der Erde, seines Duftes beraubt, nicht mehr das Schönste, sondern etwas ganz Alltägliches ist, und daß euch die Macht gegeben ist, euch bis an

euer Lebensende des Duftes zu erfreuen, wenn ihr selbst ihn nicht ertötet und euch damit das Edelste in eurem Leben nehmet.“ m. w.

## Suchbild.



Wo ist der Feldtelefonist?

## Auflösung der Knacknuss in Nr. 2.

Die sechs Bauwerke des Bildes in Nr. 2 der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ sind:

1. New-York (Freiheitsstatue),
2. Berlin (Rathaus),
3. München (Frauenkirche),
4. Köln (Dom),
5. Athen (Akropolis),
6. Paris (Eiffelturm).

Schreibt man die Namen der sechs Städte in dieser Weise untereinander, so ergeben die fettgedruckten Buchstaben von oben nach unten gelesen den Namen.

Richtig gelöst unter genauer Angabe der sechs Städte wurde die Aufgabe von Rudolf Bier, Heinrich Büding, Walter Jahn, Hans Herrmann, Clemens Keufel, Hans F. Crinius, Trudi Sahmann, August Klärner, Anna Kinaler, Hans Schaefer, Geschwister Luise u. Anna Hirschhausen, Erna Reuter, Wilhelm Forst, f. Zimmermann, Rudolf Frank, Karl Kösch, Jöding Rothe, Elisabeth Stillger, Irma de Lange, Paul u. Hans Dieß und Walter Degen, sämtlich in Wiesbaden, sowie Emmy Weber, Hofgut Mechtildshausen bei Erbenheim, Hubertus Ingenohl in Langenschwalbach u. Melitta Cloeter in Rudesheim a. Rh. — Den Flussnamen, teils ohne, teils mit ungenauer Anaabe der Städte, nannten richtig: Paul Bischoff, Käthe Ehrhardt, Richard Rosa, Luise Rogbach, Käthe Jungnickel, Edith Bock, Paul Kühnscherf, Hans Wolff, Gretel Simon, Else Goslar, Fritz Höhn, H., A. u. E. Kraft und Hermann Sarholz in Wiesbaden, sowie Siegfried Manns in Niederwalluf.

Wir bemerken ausdrücklich, daß künftig nur die Einsender vollständig richtiger und genauer Lösungen genannt werden können.

## Auflösung des Suchbildes in Nr. 2.

Das Bild ist auf den Kopf zu stellen, dann erscheint zwischen dem Baumstumpf links oben der Schlittenfahrer.